

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.



No. 315. Ei tell jub, Mister Edithor, die Geschichte mit den Philipp, was mein Hossband is, un den Wedesweiler hat mich ganz schrecklich gewurried. Ich sin schuhr gewese, die Fellerich hen nur die ganze Storie uffgemacht, for en Eckjubs zu hen, von heim fort zu komme un was mich am allermeiste gefuchst hat, war, daß ich selbst dazu egriet hen un daß ich fogar noch dazu en Eid genomme hen. Un das all, obgleich ich gewußt hen, daß ebbs komme deht un obgleich ich auf die Waich war wie en Deidenhenter. O, so ebbs muß ja e arme Frau ganz obfette! Ich hen drimwer nachgedenkt ob ich nit außbäde lönn un ich sin fogar gange en Vaier zu sehn, amwer der hot gefagt, es wär gar kein Fußs zu treie. Un es geb nur ein Ding, wie ich außbäde lönn un das wär, wenn ich sage deht, ich hätt falsch geschwore, amwer in den Rehs müßt ich zehn Jahr in die Penntenscherie gehn. Do kann mer sehn, wie die Fellerich das Ding sein gedrehtelt gehabt hen. Mein einzige Hobb war nur, daß se mehrie noch ihren Meind schenke dehte un ich hen ganz schuhr da dran gefiagert, bitabs so ebant fünf Daq hat teimer mehr ebbs gemenschend. Der Philipp is widder jeden Daq zu den Wedesweiler gange, ischoft edächte wie vorher, er hot gar nids mehr drum gewore, wieviel in den Haus zu duhn war un wann ich ihn gefragt hen ebbs zu duhn, dann hot er gegrombelt un is ausgebäkt. Er hot also wie mer uff deitsch sage duht, en Rie-läpps gehabt.

Well, solana er nids von den Tripp gefagt hat, hen ich auch nids gefagt, amwer das Beragnie hat nit lang gedauert. Uff en schöne Abend, so grad befor den Sopper, is er beim komme un hot gefagt „Lizzie, in drei Daq gehn mer fort un unferen Tripp!“ Do hen ich gefühlt, als ob mich einer e Hätsel uff den Koopp geschmisselt hätt. „Philipp, hen ich gefagt, du tannst gar nit dran denke, schon fort zu gehn, weist du denn was es nimmt, en Mann so aufzufische, daß er e paar Woche lang an en Tripp gehn tann?“ Remwer Meind, hat er gefagt, ich hen schon zu das alles getend un hen mich e ganze Latt neue Stoff, wie Unnerweht, Schirts un Stodins gekauft, so daß se mich e paar Monat riesche duht. Mer kann doch nit an en Tripp gehn mit alte Stoff wo schon e halwes Dugend mal gement is worde; das deht ich nit gleiche un du auch nit un wann es Nemand sehn deht, dann deht das e böies Licht an dich werse un die Leut dehte sage, den Mann seine Frau muß amwer e schlappie Hauskneper sein. So ebbs will ich amwer nit hen un ischoft for den Riesen hen ich mich alles neu gekauft. Well, Lizzie, denkst du nit, daß ich konfiderereht sin?“

„Ranfiddereht? hen ich gefagt, en Schuhwal bist du un das is all. E arme Frau beschummelle willst du un du bist en Schwindler un en eitlicher Koffer.“ Well, ich hen ihn einlaes geruse un ich hen gar nids drum gewore, wie es ihn hat fühlte made. Er hat ja auch nids drum gewore, wenn er seine arme Frau das Herz gekniet, gebeugt, gebroche hat. Ach, ich hätt blutige Tiers armeine könne, amwer ich hen ihn gar nit die Sättisfächten gewore wolte, daß ich ebbs drum gewore deht, un for den Riesen hen ich auch all meine Tiers widder enunner geschludt. Amwer in sellen Mohnent hen ich mein Meind uffgemacht, was ich duhn wollt. Ich hen nämlich weit denn un der in mei Infeit zu mich gefagt: „Lizzie, hen ich gefagt, unner alle Zirkumfenzes müßt du ausfinne, wo hin die Feger gehn un dann folge ich se un wann es bis ans End der Welt geht. Ich muß ausfinne, wo mein alter Fiel hingehet un was er duht.“

Sell is mein Plan gewese, amwer wie ich es hen möglich made wolte, das hen ich noch nit gewist. Ich hen gefragt, wo ennhau die Reis hin deht gehn, bitabs mer müßt doch wolte, wo sich der alte Mann aufhalte deht. Well, hat er gefagt, wo mir hingehen, das wisse mer in die erste Rein noch nit. Un e anneres Ding brauchst du dich auch gar kein Batter un Trubel zu made, mir gehn nit verlore un mir sin alt genug für Rehr von uns zu nemme. Wenn mer grad e Zschens hen, dann schreib ich dich als emal en Brief un dann findst du ja aus. So schredlich lang bleibe mir auch nit; wenn mer ausgefinne

hen, was mer ausfinne wolte, dann komme mer zeit streit zurück un das tann mehrie velleicht schon in e paar Dage sein, odder so, for all was ich weis. Ennhau laß dich das nit worrie, mir sin ahreit un wann ich sein Geld mehr hen, dann schreib ich dich noch schneller.

Well, Sie könne sehn, daß er die Intensen gehabt hat, mich nids zu sage, bitabs er hot mehrie schon en Eidie gehabt, daß ich ihn nachkomme deht. Die Feger hen sich dann fertig gemacht un schuhr genug, hat er en Stoff zusamme gekauft gehabt, wo ihn for e halwes Jahr gehalte hätt. Die Wedesweiler hot auch nit gewußt, wo se hin gehn dehte un wie die zwei Fellerich gubei gefagt hatte, do hen ich gefühlt, als wann ich mein altes Rienohzeroh nit nit mehr widder sehn deht. Ich hen wie ich allein war, in den Philipp sei Memmorandum Buch, was er in die Hurrie bergesse gehabt hat, e wenig nachgedacht, amwer ich hen sei Geschreibsel puttinier gar nit lese könne. Blos eins hen ich ausmade könne un das war, daß das Tidel an die Rehrtohd vier Dahler un drei un neinzig Cents koste duht. Das is jetzt mein Klug gewese. Ich hen mich schnell uffgeficht, hen e schönes Brödelche Geld von die Bänt geholt un hen die Rids bei unser Karli wo unsern verheirather Sub is, gedahn, for daß die Briefschet e wenig zu se tende sollt un dann sin ich nach den Diepoh gange. Wie es mir gange is, das solle Se aus mein nächste Schreimebrief erfahre. Mit beste Riegarbs Yours

Lizzie Hanfstengel.

Eine Seele.



„Gnädiger Herr, die Mutter Ihrer Frau Gemahlin ist soeben angetommen!“

„Aber Jean, warum agen Sie nicht einfach: meine Schwiegermutter?“

„Ich wollt' den gnädigen Herrn nicht erschrecken!“

Kafenerhofblüthe.

Unteroffizier: „Einfähriger, was sind Sie im Zivilleben?“

Einfähriger: „Approbitrer Arzt, Herr Unteroffizier!“

Unteroffizier: „Da müssen Sie sich aber mehr Mühe geben, als im Dienst, sonst kommen Sie nicht über das Probieren hinaus!“

Ein Revidentfreund.

Frau: „Wollen wir uns're Nizi Medijin studiren lassen, oder soll sie Malerin werden?“

Mann: „Um — worin meinst Du, daß sie den wenigsten Schaden anrichtet?“

Stoßkuser.

Junger Ehemann (bei Tisch): Da hat man nun eine Frau, die Botanik studirt hat, un dabei weis sie nicht einmal, wie Grüntohl getocht wird!

Strafe muß sein.

Autler (der mit seinem Fahrzeug auf den Misthaufen eines Bauernhofes gerathen ist): „Was, dreihig Mart Schadenersag beanspruchen Sie — aber wo für denn?“

Bauer: „Moane Sie velleicht, ich laß mir mein' schön' Misthaufen umsonst mit Benzin verpeften!“

Aha!

Onkel (zum kleinen Nefsen): „Na, was habt Ihr denn jetzt in der Schule?“

Nefse: „Jetzt haben wir Naturgeschichte, wir sind bei den Vögeln.“

Onkel: „Welcher Vogel ist Dir denn der liebste?“

Nefse: „Gute mit Schmortohl, Onkel!“

Original.



Herr (zum Einbrecher): „Ach das ist ja nett, da können Sie mich gleich hinein lassen; ich habe meinen Hausschlüssel vergessen!“

Fürst Bülow und seine Hauslich-keit.

In den Adern Bernhard von Bülow mischt sich das Blut eines Stammes adeliger Landjunker, die Deutschland eine lange Reihe von Generälen, Ministern, Diplomaten und auch von Großen des Geistes gestellt haben, mit dem eines vermögenden, hanseatischen Patriziergeschlechts. Sein Vater, der als dänischer Unterban geboren ward, trat aus dem Dienste Mecklenburg-Schwerins in den Preussens und war als Staatssekretär des Auswärtigen Amtes Gehilfe Bismarcks. Seine Mutter aber, deren Mädchennamen Luise Räder lautete, war eine Hamburgerin, und hamburgisch mubet oft die verbindliche, forrekte Art an, die dem Fürsten Bülow wie seinen Brüdern im Umgange eigen ist. Es weht aus diesem Tone etwas von der Weise, wie die Handelsherren der Elbestadt den Menschen entgegenkommen gewohnt sind — höflich bis in die Fingerspitzen, doch keine Sekunde vergehend, daß alles hienieden Geschäft ist und daß man nie dem Herzen Gewalt über den Verstand einräumen darf.

Fürst Bülow ist kinderlos. Er gehörte der Hofschaff in Wien an, als er sich im Jahre 1886 mit einer Dame der sizilianischen Aristokratie verheiratete, mit Donna Maria Beccadelli di Bologna, einer Schwester des Fürsten von Camporeale. Ihr ist es zu danken, daß das Reichkanzler-Palais sich fast bis zur Unkenntlichkeit veranderte und jene trostlose, bureaukratische Kühleheit und Kälte verlor, die ihm früher anhaftete.

Ein Rout bei der Fürstin Bülow. Wagen auf Wagen rollt an dem linken, dem südlichen Seitenflügel des Palais vor. Hier steht in dem mächtigen Portale ein gewichtiger Portier in reicher Livree, den Stab in der Hand, den Dreimaster auf dem Kopfe, und unterstützt von einem Lakaien hilft er den Untermommen beim Aussteigen. Eine breite, mit Smyrna-Läufern belegte Marmortreppe führt zu dem ersten geräumigen Treppenabfah, wo man die schützenden Mäntel und Hütle in die Hände einer Schaar dienstbarer Geister abgibt. Die Damen müssen noch einmal Frisur und Toilette im Spiegel, die Herren rüden die Orden und die Spauletten gerade, und dann geht es in langem Zuge eine Treppe aufwärts. Hier führt ein breiter, hallenartiger Gang, auf dem kostbare Teppiche den Schall jedes Schrittes dämpfen, auf den Salon der Fürstin zu. An beiden Seiten, rechts und links, sieht die Dienerschaft des Hauses in heller, bestidter Kleidung, mit weißen Berüden auf den Häuptern, unter dem Kommando eines Haushofmeisters, dem Dreispiz und Degen kenntlich machen. Der Kanzler im Frack, das Orange-Band des Schwarzen Adler-Ordens quer über der Brust und den Stern dazu an der linken Seite, begrüßte jeden einzelnen der Eintretenden, Damen und Herren, mit Handreichung, wechselt mit diesen und läßt sie dann zu seiner Gemahlin geleiten, der sie durch den Chef der Reichskanzlei, Herrn von Löbell, oder durch einen der jüngeren Herren vorgestellt werden, die dem Kanzler gewissermaßen als Adjutanten zuge-theilt sind.

Die Fürstin Bülow hat die Gabe, sich reich zu kleiden, ohne je in die Gefahr der Aufschälligkeit zu gerathen. Sie empfängt sitzend und erhebt sich nur, wenn sich eine Dame, die im Range höher steht als sie, nähert, oder ein Herr, der im Range über ihren Gemahl steht — und das ist nur dann der Fall, wenn ein Prinz des königlichen Hauses als Gast erscheint. Der Kronprinz hat häufig die Kouts im Reichskanzler-Palais besucht.

Von der Gemahlin des Kanzlers geht ein eigener Charme aus, eine Natürlichkeit und Herzlichkeit, durch die ein jeder alsbald „mis a sons amis“ ist, wie die Franzosen sagen.

An den parlamentarischen Abenden ist das Bild weniger glänzend und schon deshalb eintöniger, weil die hellen, duftigen Toiletten der Damen, das Raufchen der Kleider, das Glitzern der Diamanten fehlen. Aber es ist auf andere Weise sehr anziehend. Denn man sieht an diesen Abenden die besten Persönlichkeiten des politischen Lebens und der Gelehrtenwelt vereinigt. Hier steht der Reichskanzler in angetragter Unterhaltung inmitten einer Gruppe von Männern, die politisch zu seinen Gegnern gehören, und dort drüben plaudern friedlich und harmlos einige Volkvertreter, die sich vor der Öffentlichkeit leidenschaftlich zu bekümmern pflegen. Es wird geraucht — und eine Hauptforge der Fürstin ist es, daß nach in der Nacht alle Räume gelüftet werden, damit am nächsten Morgen, wenn ihr Gatte sich zur Arbeit setzt, kein Rauch von dem starken Tabakqualm mehr für ihn zu spüren ist.

Fast täglich sieht der Reichskanzler sowohl zum Frühstück wie zum Essen einige Gäste an seiner Tafel. Oft hat er sie aus geschäftlichen Gründen zu sich gebeten und erörtert während der Mahlzeit dienstliche Angelegenheiten mit ihnen.

Aber am liebsten hat der Fürst die Diners „im kleinen Kreise“, wie es auf den Einladungskarten heißt. Selten beträgt die Zahl der Gäste dann mehr als fünf Personen. Man wird zu acht Uhr gebeten, in ein Vorzimmer zu dem kleinen Speisesaal geführt und hier

von dem Kanzler und seiner Gemahlin empfangen. Hat der Haushofmeister gemeldet, daß angetretet ist, so schreitet man ohne besonderes Zeremoniell in das Eßzimmer, wo an einem großen runden Tische, der mit Blumen reich geschmückt ist, Platz genommen wird. Rosen und Esparanthen ruhen in Schalen, die so flach sind, daß man sein Vis-à-Vis, oder wie einer der Gäste des Fürsten einst imScherz sagte, „seinen Gegner“ gut sehen kann und die Unterhaltung eine allgemeine ist. Hinter jeden der Stühle tritt ein Diener, der für das Wohl des vor ihm Sitzenden zu sorgen hat. Die Konversation ist eine durchaus ungezwungene. Fürst Bülow besitzt die Gabe des Gesprächs von einer Anregung zur andern seinen Fortgang. Wer den Kanzler zum ersten Male in diesem intimen Zirkel sieht, der mündert sich wohl darüber, wie stark seine Neigung zu drastischer Charakteristik der Menschen und Dinge ist, und, noch mehr, daß er über eine gute Dosis Selbstironie verfügt. Es ist die Weltanschauung eines Philosophen, die aus ihr spricht. . . . L. von Nordegg.

Wundersame Reisen.

Dem modernen Reisenden, der mit Rucksack, Baedeker und Wegearten die Fahrt nach fremden Ländern antritt, winkt nicht mehr die verlockende Möglichkeit, fremde, ungeahnte Reiche, Wälder und Meere zu entdecken, wundersamen Beuteuern zu begegnen, unbekannte Erdtheile aufzufinden. Die Kenntniß der Geographie des Erdballs gibt nicht mehr Raum zu einem schrankenlosen Tummein der Phantasie; der Kreis der Möglichkeiten ist winzig klein geworden im Vergleich zu den alten Zeiten, wo beagte Anschauungen über die Gestaltung der Erde kühnen Abenteuern und Seefahrern noch erlaubten, auf ihren Fahrten überraschende Entdeckungen zu machen, die dann dabei bewundert wurden und mit einem Schauer vor der Unbegrenztheit der Möglichkeiten von Mund zu Mund gingen. In vielen der alten und mittelalterlichen Reisebeschreibungen, verbietet sich immer ein oft winziger Kern von Wahrheit; die vorhandenen wenigen Kenntnisse bilden eine Grundlage, auf der sich dann ein prächtiger, vielförmiger Bau der wunderbarsten Abenteurer und Länderschilderungen erhebt.

Selbst bei der Odyssee läßt sich annehmen, daß Homers Phantasie durch manche Wahrnehmungen phönizischer Seefahrer, die auf irgendeinem Wege zu ihm gebrungen sein können, Anregung empfing. Lange hat man sich bemüht, die Odyssee mit unserem geographischen Wissen in Beziehung zu setzen, hat die Scylla und Charybdis zwischen Süditalien und Sizilien festgelegt, hat das Land der Lotophagen mit der Nordküste Afrikas identifiziert. Allein die meisten Städte, wie die Zyklopeninsel, die Aeolus-, die Sireneninsel, die Insel der Circe, hat man als freie Schöpfung einer prachvollen Phantasie nicht antasten können.

Noch im Mittelalter kannten die Reisebeschreiber keine Hindernisse, die der Beweglichkeit ihrer Phantasie Schranken aufzuzwingen hätten; es gab keine Kenntniß der Erde, die sie widerlegt haben könnte, und die Schriftsteller und Zeichner schildern unbekannt, unentdeckte Länder so, wie ihre Eingebung sie ihnen vorspiegelt.

Der Befahnis-Globus von 1492, der unmittelbar vor der Entdeckung Amerikas entstand, zeigt in anschaulicher Weise, wie groß das unerforschte Gebiet zwischen Asien und Europa noch war. Noch in diesem Atlas finden wir neben wirklichen Inselgruppen, wie den Azoren- und Kanarischen Inseln, Phantomländer, wie die Insel Antilia, die Insel Brasilien, die Insel St. Brandon und andere Länder, die nichts anderes sind als freie Erfindungen der Phantasie.

Aber trotzdem geschieht es nicht völlig unmöglich, daß die Kartengelehrer in die weiten leeren Flächen des Ozeans allerlei phantastische Inseln einzeichneten.

Wer mit der Geschichte des Kolumbus vertraut ist, weiß, daß im 16. Jahrhundert die Portugiesen auf Madaira mehrfach erklärten, im Westen Land gesehen zu haben; es wurden auch Expeditionen unternommen, aber alle fehlten ergebnislos heim.

Auf einer Karte vom 16. Jahrhundert wird die Legende erwähnt, daß die Insel Antilia von Roderich, dem letzten gotthischen König von Spanien, entdeckt wurde. Auf ihr soll Roderich nach seiner Niederlage durch die Mauren Zuflucht gefunden haben; seitdem aber sei es nicht mehr gelungen, die Insel wiederzufinden.

Am hartnäckigsten erhielt sich wohl der Glaube an die wunderbare Insel Buß. Im Jahre 1578, auf Probrisers letzter Reise, verirrte sich eines seiner 15 Schiffe. Als er schließlich zurückkehrte, brachte es die Kunde von einem großen Eilande, das irgendwo östlich der Südeite Grönlands liegen sollte. Ob diese Nachricht auf Erfindung beruhte, darüber ist man sich heute noch nicht ganz klar. Aber die Insel ging alsbald auf alle Landkarten über, und selbst in dem großen physischen Atlas von Keith Johnston, der Mitte des vergangenen Jahrhunderts erschien, ist

sie noch zu finden. Schiffe wurden ausgesandt, um die Insel zu erforschen, allein, genau wie bei der Insel Antilia, kein einziges konnte etwas von dem fabelhaften Eilande entdecken. Trotzdem wurden genaue topographische Karten von ihr entworfen, und noch heute gibt es Autoritäten, die glauben, daß dies 50,000 Quadraten große Land durch vulkanische Katastrophen plötzlich vom Meerespiegel verschwunden ist. Doch ist wohl eher anzunehmen, daß die erste und einzige Kunde auf Expeditionen des Bridgewater im Nebel in den grönländischen Eismereen irrtümlich eine Insel zu erblicken glaubten.

Eine alte wallisische Erzählung weiß von einem Prinzen zu berichten, der bereits im 10. Jahrhundert America entdeckt haben soll.

Prinz Madoc war ein Sohn des Owen Gwynedd, der von 1137—1165 über Nordwales geherrscht haben soll. Wir besitzen noch heute Fragmente aus alten wallisischen Bardensiedern, in denen diese Namen erwähnt werden. In alten Urkunden wird erzählt, daß Madoc mit mehreren Schiffen nach Abenteuern auszog und westwärts feuerte. Er fuhr soweit südlich an Island vorbei, daß er dabei auf ein unbekanntes Land stieß, wo er gar viele seltsame Dinge gewahrte. Und ein wallisischer Historiker aus der Mitte des 16. Jahrhunderts ergänzt: „Dieses Land muß ein Theil jenes Landes sein, von dem die Spanier sich als die ersten Entdecker seit Hannos Zeiten ausgaben; denn nach allem muß das Land, das Madoc erreichte, ein Theil Neu-Hispaniens oder Floridas gewesen sein.“ Madoc soll die Reise dreimal wiederholt und das drittemal mit einer Schaar von Wallisern dort geblieben sein.

Durch die Jahrhunderte erhielt sich die Legende von den Wallisern, die allmählich indianisiert wurden. Forschungen hiernach wurden angestellt, und noch heute gibt es Walliser, die für ihre Vorfahren den Ruhm beanspruchen, die Entdecker der neuen Welt gewesen zu sein.

Das Herz der Frau und seine Hygiene.

Da die Frauen den größten Schädigungen, die das Herz treffen, dem Mißbrauche von Alkohol und Tabak, körperlichen Ueberanstrengungen und inneren Erregungen, weniger ausge-setzt sind als die Männer, so kann man von vornherein annehmen, daß auch ihr Herz kräftiger und dauerhafter ist als das der Männer. In der That leiden die Frauen viel weniger an Herzkrankheiten als die Männer, und auch ihre Sterblichkeit an Herzkrankheiten ist geringer. Ja, der Umstand, daß Frauen im allgemeinen länger leben als Männer, dürfte auf die bessere Herzbefähigung der Frauen zurückzuführen sein. Aber auch bei den Frauen kann das Herz geschädigt werden durch übermäßigen Genuß von Kaffee und Thee, durch Unvorsichtigkeit bei der Kleidung, wie enges Schürzen, durch mangelhafte Bewegung, durch unzureichende Leibesübungen und Sport, die, in vernünftiger Weise betrieben, bekanntlich das Herz abhärten und stärken. Von welcher großer Bedeutung die Kräftigung des Herzens gerade für die Frauenwelt ist, darauf hat Professor Goldscheider, Berlin, hingewiesen, der betonte, daß der Mutterberuf nicht nur ein treuhergendes und gutes Herz in übertragender Bedeutung erfordert, sondern auch einen guten Herzmuskel. Je besser der Herzmuskel ist, desto mehr wird die junge Mutter den schweren Anforderungen, die der Mutterberuf an sie stellt, gewachsen sein. Daher muß auch bei der Frau das Herz frühzeitig geübt und vor Verweichlichung geschützt werden. Turnen, Turnspiele, Schwimmen und andere Leibesübungen sind für die heranwachsende weibliche Jugend das beste Mittel für die Kräftigung des Herzens und gesundheitsfördernde Abkühlung. Dazu gehören ferner Abkühlung der Haut durch häufige Wassergehen und Bäder und Befestigung aller beengenden, den Brustkorb einschließenden Kleidung.

Wie ist die Verdaulichkeit von Erbsen, Bohnen und Linjen zu erhöhen?

Es ist ärztlicherseits nachgewiesen, daß die zu den besten Nahrungsmitteln gehörenden Hülsenfrüchten dem Magen sehr werthlich fallen, und man sie nicht in der Weise zur Ernährung ausnützen kann, wie wenn sie leicht verdaulich wären. Die übliche Zubereitungsweise ist an diesem Uebelstande schuld, da selbst ein Kochen mit Zusatz von doppeltsohlaurem Natron ihre Eiweißstoffe nicht löst, ihr Nährwerth somit auch nur gering ist. Es ist nun von sachmännlicher Seite erprobt worden, daß es nöthig ist, die Bohnen etc. vor dem Gebrauch 48 Stunden mit kaltem Wasser überdeckt stehen zu lassen, das Wasser dann abzugießen, die Bohnen darauf wieder zu bedecken und sie so noch 24 Stunden feucht stehen zu lassen. Dann ergibt sich man sie gewöhnlich mit weichem Wasser gar und bereitet sie darauf als Gemüse auf bekannte Weise zu. Durch das lange Bedecken mit Wasser und darauffolgendes Stehenlassen wird ein Theil des Stärkemehls, das die Bohnen enthalten, in Dextrin verwandelt und die

Bildung von Milchsäure bewirkt, die später beim Kochen die Eiweißstoffe der Bohnen besser löst. Es ergab sich durch dies Verfahren trockene Bohnen den Charakter frischer Sterne, die bekanntlich leicht auch von schwächeren Magen zu verdauen sind.

Die nächsten Hutmoden.

Die „Globe, Globe lönt nicht mehr.“ So heißt es bei Goethe und so heißt es auch bei den Modistinnen. An Stelle der „Globe“ sollen in der nächsten Saison Neum, und nicht weniger originale Formen treten. Wir hatten Gelegenheit, einige dieser reizvollen Modelle in Augenschein zu nehmen und wir führen sie unseren Lesern hiermit im Bilde vor.



Hut a la tyrolienne, besonders geeignet für Alpentouren. Die Trägerin verleiht sich (in ihren Ausgaben) recht hoch.



Hut für Anhängerinnen der vegetarischen Lebensweise. Trägerin liebt das „Grüne“ nur beim Gemüse.



Automobilhut, für Damen, die schnell ans Ziel kommen wollen. Mit ihnen wird jeder gut fahren.



Marinehut, für's Seebad geeignet, befähigt die Trägerin besonders zum Angeln — eines Bräutigams.



Theaterhut (das Opernglas ist gleich am Hute angebracht. Ebenso Federquaste usw.) Sehr praktisch.

Manche Verpflichtung geschieht auf Kosten der Pflicht.